



Heimat suchen

Geschichten und Szenen von
Flucht und Heimweh

Herausgegeben von
Gerd Müller-Droste
und Henning Fangauf

Heimat suchen

Geschichten und Szenen
von Flucht und Heimweh

Vielen Dank an die Unterstützer



AMT FÜR MULTIKULTURELLE
ANGELEGENHEITEN
FRANKFURT AM MAIN



Taunus Sparkasse



Jamali Diversity e.V.
Ein Verein für Integration



Naspa
Nassauische Sparkasse



SCHULTHEATER
STUDIO
FRANKFURT

Impressum

ISBN: 978-3-7695-0346-3
2022

DEUTSCHER THEATERVERLAG GMBH
Grabengasse 5
69469 Weinheim

www.dtver.de
theater@dtver.de

Tel.: 0049.6201.87907-0
Fax: 0049.6201.507082

Titelgrafik und Illustrationen: © Christina Eretier
Umschlaggestaltung und Satz: das grafik.buero | Kai Becker | www.dasgrafikbuero.net
Druck: otto.die medienagentur, Heppenheim

Alle Rechte, mit Ausnahme Mohsen Taromi, 300 Sekunden, bei den Autorinnen und Autoren.
Kontakt Daten sind über den Verlag zu erfragen.

Hrsg.

Gerd Müller-Droste und Henning Fangauf

Heimat suchen

Geschichten und Szenen
von Flucht und Heimweh

Inhaltsverzeichnis

Gruß- und Vorwort	06
Grußwort Dr. Ina Hartwig, Dezernentin für Kultur und Wissenschaft, Frankfurt am Main	06
Carmen Schöngraf, Geschäftsführung ora Kinderhilfe international e.V. .	07
Vorwort der Herausgeber	08
Heimweh in Worte fassen	10
Kiki Krebs: Heimweh ist Sehnsucht	11
Lussineh Schahramanyan: Wie eine schlimme Krankheit	12
Tia Garg: Ich habe kein Heimweh	13
Kiki Krebs/Tia Garg: Wenn ich nicht Heimat spüre (Songtext)	14
Juliane Scheel: Das Gefühl des Vermissens	15
Lara Gelhausen: Was dich nicht umbringt	16
Do Deckinger: Schwarzwaldgetue	27
Flucht und Vertreibung	30
Juliane Scheel: Der Güterzug	31
Christina Eretier: Der Duft von Heimat	39
Mohsen Taromi: 300 Sekunden	41
Mathias Seider: Die rollende Träne	53
Mathias Seider: 24. Februar	57
Geflohen – und dann ?	60
Olena Iskorostenska: An mein Haus	61
Kiki Krebs: Du kamst weit her	63
Jelena Hermann: Liebe Alice 1–3	65
Hamza Afzal: Ein fremdes Land	70
Samira Manafi: Zivilcourage	75
Ute Rauscher: Kindheitsorte	77
Gerd Müller-Droste: Flucht und Ehre	80
Christian Knopf: Heimweh nach dem Yams	86

Heimweh – Fernweh	88
Tim Weber: Heimweh – Fernweh	89
Christa Lehmer: Es überkommt mich	93
Almut Mölk: Beginnings	94
Melis Ntente: ich sah als kind	99
Kleine Lebensfluchten	100
Tia Garg: Home	101
Lara Gelhausen: Mein Körper ist mein Heim	102
Melis Ntente: Voller Hoffnung	103
Melis Ntente: kleid aus landkarten	104
Thomas Range: Menschenmeer	105
Emily Elßner: Wo ist es hin	106
Ute Rauscher: Samen meiner Kindheit	107
Emily Elßner: A Streetsmile a Day	108
Emily Elßner: Einmal geht es noch	109
Werkstattberichte	110
Lorenz Hippe: Ein Thema – viele Themen	111
Almut Mölk: Erfahrungsbericht Schreibwerkstatt „Heimweh“	120
Vladimir Majdandzic: Statements	126
Anhang	130
Zu den Autorinnen und Autoren	130
Presseberichte	134

Grußworte

Was ist eigentlich Heimweh?

Dieser Frage näherte sich das interkulturelle Schreib- und Theaterprojekt „Heimweh“ in mehreren Schreibwerkstätten. Die 20 Teilnehmenden zwischen 14 und 74 Jahren, mit Wurzeln in Afghanistan, Armenien, Deutschland, Griechenland, Iran, Kroatien, Pakistan, Polen und der Ukraine, haben sich unter Anleitung von professionellen Autorinnen und Autoren und Dramaturginnen und Dramaturgen literarisch mit dem Gefühl von Heimweh auseinandergesetzt und ihre persönlichen Emotionen und Erfahrungen in kurzen Geschichten ausgedrückt.

Entstanden ist dabei eine spannende Vielfalt an Texten, von Szenen über Kurzgeschichten, Tagebuchaufzeichnungen und Gedichten bis hin zu Songtexten, die das große Engagement und die ausgeprägte Empathie der Autorinnen und Autoren widerspiegelt. Die vorliegende Anthologie fasst sie in die Themenbereiche „Flucht“, „Geflohen – und dann?“, „Heimweh - Fernweh“, „Heimweh in Worte fassen“ und „Kleine Lebensfluchten“ zusammen und stellt ihnen didaktisch-methodische Überlegungen zu den Schreibwerkstätten an die Seite. Damit ist eine wertvolle Materialsammlung für Schulen und Theater entstanden, die auch in Zukunft junge Menschen bestärken soll, sich künstlerisch-kreativ mit dem Thema Heimweh auseinanderzusetzen und ihren eigenen Erfahrungen Ausdruck zu verleihen.

Allen Projektbeteiligten, dem Schultheater Studio Frankfurt, dem Verein Jamali Diversity e.V. und dem Deutschen Theaterverlag danke ich sehr herzlich, ebenso wie der Theaterpädagogin Katharina Fertsch-Röver, der Regisseurin Almut Mölk, dem Theaterautor Lorenz Hippe, dem Dramaturgen Henning Fangauf und dem Projektleiter Gerd Müller-Droste für ihre wichtige Initiative und ihr großes Engagement bei der Umsetzung dieses Projekts. Mein ganz besonderer Dank gilt außerdem den Autorinnen und Autoren der vorliegenden Texte für ihre literarische Leidenschaft und Offenheit, die uns an ihren sehr persönlichen Emotionen und Erfahrungen teilhaben lässt.

Ihre

Dr. Ina Hartwig

Dezernentin für Kultur und Wissenschaft der Stadt Frankfurt am Main

Damit Menschen ihr Zuhause nicht verlassen müssen

Der Begriff Heimat ist eng verbunden mit den Worten Geborgenheit, Sicherheit und Wärme. Oftmals spielt Heimat auch im Zusammenhang mit Kindheit eine Rolle. Wir alle erinnern uns an den Heimatort, an dem wir aufgewachsen sind.

Als **ora Kinderhilfe international e.V.** arbeiten wir dafür, dass Menschen aus Entwicklungsländern ihre Heimatorte nicht verlassen müssen. Durch die Bereitstellung von Nahrung, Bildung und Gesundheitsvorsorge wirken wir auf lokaler Ebene an der Verbesserung von Infrastruktur mit – damit Menschen ihr Zuhause nicht verlassen müssen.

Da unsere Bemühungen den weltweiten Fluchtbewegungen entgegenstehen, unterstützen wir dieses Buchprojekt. Heimat verlieren, (neue) Heimat finden, ist angesichts der kontinuierlich ansteigenden Zahl an Flüchtlingen – mehr als 100 Millionen Menschen weltweit – ein wichtiges, geradezu drängendes Thema, über das wir als Menschengeschlecht reden, diskutieren, flüstern, schreien und vielleicht auch weinen müssen. Möge das Buch für viele Gespräche zur Blaupause werden.

Carmen Schöngraf

Geschäftsführung ora Kinderhilfe international e.V.

Vorwort

Das Leben selber gestalten

Die Ereignisse haben uns überholt!

Als wir im Frühjahr 2020 den Plan fassten, eine Theater- und Schreibwerkstatt für Jugendliche zum Thema ‚Heimweh‘ anzubieten, dachten wir primär an die vielen jungen Menschen in unserer Gesellschaft, die auf ihren Migrationshintergrund blicken, inzwischen aber in unserer Gesellschaft angekommen sind und Fuß gefasst haben. Die Ausschreibung für das Projekt über Presse und Internet erreichte jedoch auch viele interessierte und engagierte Erwachsene, mit und ohne Migrationshintergrund, sodass letztendlich die Teilnehmenden zwischen 14 und 74 Jahre alt waren.

Die Werkstätten fanden nach mehreren Verschiebungen noch zu „Corona“-Zeiten im Herbst 2021 statt. Die Theaterpraktikerin Almut Mölk sowie der Theaterautor und Lehrer für szenisches Schreiben Lorenz Hippe arbeiteten ca. drei Monate mit 25 Teilnehmenden, teils vor Ort, teils digital. In einer Online-Abschlussveranstaltung am 27.11., in Kooperation mit dem Frankfurter Schultheaterstudio, dem Verein Jamali Diversity e.V. und dem Deutschen Theaterverlag, wurden Geschichten und Szenen zum Themenkomplex „Kleine und große Fluchten, Vertreibung und Heimweh“ lesend und musikalisch untermalt präsentiert.

Es sind beeindruckende Texte, die Sie hier in dieser Publikation wiederfinden: Bilder und Assoziationen, die die Schreibenden fanden, um ihrer Suche nach Identität, nach Selbstfindung einen Ausdruck zu geben. Die Szenen und Geschichten basieren auf eigenen, unmittelbaren und mittelbaren Erfahrungen, sie erzählen das Schicksal von Familienangehörigen und Bekannten. Gehen Sie mit in die Gefühlswelten der Autor*innen, begleiten Sie sie auf ihrem Weg, spüren Sie dem schillernden Begriff „Heimweh“ nach, der breit gefächert thematisiert wird.

Diese Textsammlung ist sehr privat und öffentlich zugleich. Sie handelt von kleinen, privaten Welten und Fluchten, spannt darüber hinaus aber einen weiten Bogen in die Geschichte. Vor allem ein Grundübel ist auszumachen: Der Krieg! Oft ist es diese Menschheits-Katastrophe, die zum Verlust der Heimat führt, zur Flucht zwingt und

ewig schmerzt. Wer flieht, muss vieles zurücklassen, sein Hab und Gut, Lieblingsgegenstände, Haustiere, vor allem geliebte Menschen – die Oma, Geschwister, den Vater.

Mitten in unserer Redaktionsarbeit an dieser Textsammlung ereignete sich der 24. Februar 2022. Jener Morgen, an dem „wir in einer anderen Welt aufgewacht“ sind, jener erste Tag des Überfalls der russischen Armee auf die unabhängige Ukraine. Bis heute, beim Verfassen dieses Vorwortes, sind über vier Millionen Menschen, Frauen und Kinder aus der Ukraine geflohen. Plötzlich erhielten die Geschichten und Szenen von Flucht und Heimweh eine erschreckende Aktualität, eine Aktualität, die wir uns nicht haben vorstellen können. Kurzfristig haben wir mit dem aktuellen Beitrag „24. Februar“ darauf reagiert, der Fluchtgeschichte eines ukrainischen 16jährigen Mädchens, die bei einem unserer Autoren ukrainischer Herkunft untergekommen ist. Auch die Geschichte „Die rollende Träne“ spielt in der Ukraine der 30er Jahre, zur Zeit stalinistischer Verfolgungen ukrainischer Kleinbauern, während des Holodomor.

Bei aller Verzweiflung über das menschliche Handeln und auch unserem Zweifel im Redaktionsteam, ob wir mit dieser Sammlung der Sache gerecht werden können und den ‚richtigen Ton‘ gefunden haben, drängt sich ein optimistischer Gedanke in den Vordergrund. Viele der veröffentlichten Texte zeigen eine Perspektive auf, zeugen von Lebensmut und Neugier auf das, was die Zukunft in einem neuen Umfeld, einem neuen Land bringen wird. Die Haltung der Autorinnen und Autoren zeigt viel Widerständiges und demonstriert unbändige Kraft, das Leben selbstbestimmt zu gestalten.

Wir bedanken uns bei den Jurymitgliedern Do Deckinger, Katharina Fertsch-Röver und Gabriele Barth für die Anregungen und die Vorauswahl der Beiträge. Dank auch den Förderern des Projektes, namentlich dem Frankfurter Dezernat für Kultur, dem Amt für multikulturelle Angelegenheiten, der Taunus-Sparkasse, der Nassauischen Sparkasse sowie der ora Kinderhilfe international e.V., die mit ihrer finanziellen Unterstützung das Projekt „Heimat suchen“ möglich gemacht haben.

Die Herausgeber

Gerd Müller-Droste und Henning Fangauf



Heimweh in Worte fassen

Kiki Krebs

Heimweh ist Sehnsucht

Manchmal frage ich mich, was Heimweh bedeutet. Schmerzt es, kein Heim zu haben oder mehr, eins verlassen zu müssen?

Manchmal fühle ich mich in der Fremde mehr daheim als dort, wo ich zuvor zu Hause war. Es tut mitunter weh, ein Heim auf Zeit zu verlassen, wenn zu Hause im trauten Heim ein lauter Nachbar die Ruhe stört.

Heimweh ist ein großes Wort, für jeden individuell, für manchen mehr oder weniger von Bedeutung. Heimweh hängt immer von eigenen Geschichten und Erfahrungen ab.

Hätte ich als Fremde, als Geflüchtete aus einem Land kommend, das keinen Schutz, kein Heim bot, Heimweh nach meinem Zuhause? Ist es die Sprache, die Kultur oder der Ort, der unsere Heimat bestimmt?

Heimweh ist Sehnsucht und Sehnsucht oft Heimweh nach einem Menschen. Manchmal habe ich einfach Heimweh nach mir selbst.

Lussineh Schahramanyan

Wie eine schlimme Krankheit

Heimweh ist wie eine schlimme Krankheit. Bevor man selbst erwischt wird, hat man davon gehört, kennt – theoretisch – die Symptome, glaubt zu wissen, wie es sich anfühlt, berät sogar die bereits erwischten Mitmenschen, was man dagegen unternehmen könnte.

Dabei ist man, wie in der Regel auch bei einer schlimmen Krankheit, überzeugt, dass man alles Mögliche getan hat und tut, um nie erwischt zu werden: Man pflegt enge Beziehungen mit der Heimat über Viber, WhatsApp und andere soziale Medien. Man reist, so oft es geht, in die Heimat, kocht traditionell, kleidet sich traditionell, feiert alle Feiertage der Heimat, unternimmt noch viele andere Dinge, die dem Heimweh vorbeugen oder es lindern sollen. Ebenso wie bei einer schlimmen Krankheit ist es aber eine ganz andere Sache, wenn man selbst erwischt wird.

Jeder wird unterschiedlich erwischt, empfindet Heimweh auf andere Weise, kämpft dagegen auf die eigene Art und versucht es loszuwerden.

Wie bei einer schlimmen Krankheit gelingt es einigen, sie vollständig auszukurieren oder so zu stabilisieren, dass es nicht mehr täglich weh tut. Andere leben damit Jahre und Jahrzehnte lang, unternehmen Behandlungsversuche, heiraten Landsleute, sprechen Muttersprache zu Hause und bringen diese eigenen Kindern und Enkelkindern bei.

Es gibt auch Menschen, die mit dieser Krankheit untergehen.

Tia Garg

Ich habe kein Heimweh

Ich habe kein Heimweh. Ich bin mir nicht ganz sicher, ob ich mir selbst glaube, wenn ich das sage. Ist das wirklich mein Zuhause? Ich meine, was ist überhaupt von meinem sogenannten Heimatland geblieben. Die Menschen haben sich verändert, mein Haus fühlt sich fremd an und meine Verwandten ... ja sie hätte ich sowieso nur einmal im Jahr gesehen.

Hat das alles überhaupt eine Bedeutung? Was ist eigentlich ein Zuhause? Ich habe gehört, Zuhause ist dort, wo dein Herz ist und nicht, wo man gerade ist. Die eigentliche Frage ist, mache ich mir überhaupt die Mühe „mein Herz irgendwo zu lassen“? Ich meine, warum soll ich? Es macht ja keinem was aus, ob ich mich entscheide mein Herz irgendwo zu lassen oder nicht. Selbst in meinem momentanen Wohnort habe ich „Freunde“ und ein „gutes Leben“ – zumindest etwas, was die meisten Menschen als ein gutes Leben bezeichnen würden. Ich sollte dankbar sein, dass ich meine Grundbedürfnisse erfüllen kann, aber warum fühle ich mich dann manchmal – oder eigentlich immer – so frustriert?

Kiki Krebs / Tia Garg

Wenn ich nicht Heimat spüre (Songtext)

1) Rezitativ

Was ist, wenn ich nicht Heimat spür?
Was kommt, wenn ich mich selbst verlier?

2) Rezitativ

I have been alone all my life
Is it even worth it

3) Rezitativ

The places change but the sky is the same
That blue and oh that grey sky

Refrain:

(am) Heimweh kann gehen
wie (FDur) Wellen am Strand
und (am) kommt es zurück
ver (FDur) weht es der Sand

4) Rezitativ

Heimat ist, wo es Menschen gibt,
die zu mir stehen, wo man sich liebt

5) Rezitativ

Une maison is a home
But when will I stop wanting more

6) Rezitativ

Heimat in mir bringt Zuversicht
schafft Zweifel fort und bringt mir Licht

Refrain 2 x

Heimat kann gehen
wie Wellen am Strand
und kommt es zurück
verweht es der Sand

Juliane Scheel

Das Gefühl des Vermissens

Heute ist also der erste Tag, an dem Du mich zum Weinen gebracht hast. Nicht, weil Du auch nur im Geringsten irgendetwas falsch gemacht hast, sondern weil Du mir fehlst. In nur wenigen Monaten bist Du mir so vertraut geworden, als kenne ich Dich schon Jahre. Ich weine nur indirekt, weil ich unglücklich bin, betrübt darüber, dass ich mich in diesem Moment nicht an Dich schmiegen, Dein Lachen nicht hören und Dir nicht mit den Fingern durch die Haare streichen kann. Es ist Monate her, dass ich geweint habe und es tut gut, dass ich es Dir nicht verschweigen muss, wenn mich Emotionen überrennen, mich fesseln und ich mein Gedankenchaos sortieren muss.

Das Weinen ist befreiend, weil ich nur bedingt aus Trauer über Deine Abwesenheit als vielmehr aus Freude dem Glück gegenüber, das ich mit Dir gefunden habe, Tränen vergieße. Liebe ist ein großes Wort und ich habe es schon vor Dir für mich zu interpretieren gewusst. Doch zeigst Du mir immer wieder neue Details, die meinen Horizont erweitern und meine Interpretation erblühen lassen. Ich vermisse Dich in dem Moment, wo ich Dein Gesicht aus den Augen verliere und der Zug aus dem Bahnhof rollt. Du bist es, der mir eine neue Weltsicht zeigt und sein Leben mit mir teilt, dessen Umarmungen sich anfühlen, als könnten wir alles zusammen erreichen.

Du bist der, den ich nie gesucht und dennoch gefunden habe, derjenige, der völlig anders und mir doch von Anfang an vertraut scheint, als hätte ich Dich nicht suchen müssen, sondern längst gefunden, bevor wir uns überhaupt begegnet sind. Du zeigst mir, was es bedeutet wertgeschätzt zu werden, selbst wenn man den eigenen Wert manchmal vergisst. Lange habe ich nach meiner persönlichen Definition des Wortes Heimweh gesucht. Obwohl die Lösung mir bereits vor Augen lag, konnte ich sie doch bis jetzt nicht realisieren.

Lara Gelhausen

Was dich nicht umbringt

Ich stand auf der Brüstung, kalter Wind umwehte mich und ließ mich schwanken. Mein Gleichgewicht hielt mich auf dem schmalen Geländer aufrecht. Ich war hier, um zu springen.

Der Fluss unter mir schlug eine Welle nach der anderen gegeneinander, als wartete er bereits.

Ich fragte mich, wie es so weit hatte kommen können. Wann war der Moment gewesen, an dem meine Eltern grundlos entschieden hatten, mir nicht mehr zu vertrauen? Seit wann sahen mich die Menschen, die mich mein ganzes Leben kannten, nicht mehr als die Person, die ich war? Seit wann sah ich meine biologische Familie nicht mehr als meine Familie an?

„Mari, das ist mein Zug.“

Mein Blick richtete sich auf Kim, meine beste Freundin.

„Ohne dich wird die Wohnung nicht mehr dieselbe sein“, maulte ich.

Sie grinste mich an.

„Du wolltest die Wohnung doch immer sauberer. Jetzt kannst du richtig aufräumen. Hab Spaß“, neckte sie mich.

„Jaja, deinen Dreck darf ich wegmachen“, entgegnete ich und grinste. Wir umarmten uns lange, ich wollte sie nicht loslassen. Kim roch gut, nach AloeVera, mit einer süßlichen Note.

Letztendlich lösten wir uns doch voneinander, mit einem nervösen Blick auf die Bahnhofsuhr.

„Ich meine es ernst, Mari, lass es krachen! Unternimm was mit neuen Leuten, such dir eine neue Mitbewohnerin“ – Ich unterbrach sie: „Schick mir Fotos von ... von eigentlich allem! Vielleicht erzähle ich dir dann im Gegenzug, wie gut die neue Mitbewohnerin und ich uns verstehen.“ Ich schnitt Kim eine Grimasse, die sie nur mit einem Lachen kommentierte.

„Komm gut an! Melde dich, wenn du angekommen bist!“, rief ich ihr hinterher und winkte ihr, bis der ICE losfuhr und Kims Fensterplatz aus meiner Sichtweite verschwand.

Ich seufzte, setzte einen Schritt hinter den anderen, bis ich unser Haus erreichte. Mein Blick glitt die dreckige, lachsfarbene Fassade hinauf in den zweiten

Stock. Unsere hellgrünen Gardinen hingen wie immer halb vor den Fenstern. Als ich die Wohnungstür aufschloss, schlug mir die von der Heizung gewärmte Luft entgegen und darin schwang der ganz persönliche Duft unserer Wohnung mit – eine Mischung aus dem Eigengeruch der Wohnung, unserem zuletzt gekochten Essen und Kims Waschmittel, bei dem sie sich durchgesetzt hatte. Es wirkte leer. Es war nicht wie sonst, wenn sie für ein paar Tage zu ihrer Familie fuhr oder übers Wochenende bei Freunden war und feierte.

Die Wohnung blieb still. Meine beste Freundin war diesmal endgültig fort, die einzige Person, die mich wirklich verstand.

Und das Wichtigste hatte ich ihr gar nicht erzählt in all dem Trubel – die vier Tage bis zum Kennenlernen der neuen Mitbewohnerin – *meiner* neuen Mitbewohnerin – würde ich bei meinen Eltern in Bürstadt verbringen.

Ich drehte die Musik laut auf, schnappte mir die alte Wäsche und tanzte damit zur Waschmaschine. Hier konnte mich keiner sehen, hier war ich in meinem Reich. Es dauerte keine Stunde, bis ich merkte, dass ich nicht zuhause war. Ohne Kim war das nur eine leere Wohnung mit meinem Zeug drin. Sie war nicht da, um mitzutanzten, wenn ich zu meinem Lieblingslied meinen Freaktanz hinlegte. Sie zog mich nicht auf, wenn ich leise schief vor mich hin sang, denkend, dass mich niemand hörte.

Sie war nicht da, als ich meine Sachen packte und die Panik sich langsam durch meine Adern arbeitete. Mit angezogenen Knien setzte ich mich aufs Bett. Ich könnte meine beste Freundin jetzt gut brauchen. *Du schaffst das, es sind nur vier Tage. Oder Ich bin jederzeit erreichbar, wenn du mich brauchst. Oder ein Arm um die Schulter. Du bist stark. Genieß die Zeit, so gut du kannst und vergiss den Rest.*

Aber bei meiner Familie war ich mir nie sicher, was ich bekäme. Ignoriert zu werden war das Beste, was ich erwarten konnte.

Eine Weile atmete ich flach und konzentrierte mich auf meine Atmung, verdrängte alles andere, atmete tiefer, atmete ruhiger.

Ich stand auf und machte mich wieder an die Arbeit. Bis ich den Zug zu meiner Familie nahm, musste ich noch einiges in der Wohnung auf Vordermann bringen.

Die aufgeräumte Wohnung wirkte sogar noch leerer als nach Kims Abschied. Jetzt wirkte sie wirklich leblos. Doch sie war mir lieber als das traute Heim in Bürstadt. Hier hatte ich mein Reich, konnte ich selbst sein, zwar nicht mehr mit meiner besten Freundin, mit der ich Spaß haben konnte und die mich unterstützte, doch dafür auch ohne Eltern, die mich auf die Stufe eines Kleinkindes stellten und mir Befehle über Befehle erteilen, ohne mir zuzuhören oder sich für mich zu interessieren. Ich schloss die Wohnungstür hinter mir ab. Ich schloss mich aus meinem Zuhause aus.

Der Weg zum Bahnhof war kalt und angenehm, die bunten Blätter, die den Weg zierten, zauberten mir ein Lächeln ins Gesicht.

Vor dem Fahrkartenautomat am Bahnhof stand ich Schlange hinter einem alten Mann und seiner fast genauso alten Frau. Sie wählten sehr langsam ihr Fahrtziel aus und waren verwirrt, wo sie zum Bestätigen drücken mussten. Sie begannen nochmal von vorn.

Ich sah meine Bahn einfahren. Unruhig wippten meine Füße, meine Augen huschten von dem alten Paar vor mir zu meiner Bahn und zurück zum Fahrkartenautomaten. Und zurück zur Bahn. Ich könnte ihnen meine Hilfe anbieten, doch das traute ich mich nicht.

Die Bahn wartete ein paar Minuten, bevor sie weiterfuhr, das wusste ich, doch die Zeit war knapp, ich musste schließlich noch durch die Unterführung von Gleis 1 zu Gleis 5 rennen.

Als mein Kopf kurz vor einem Schleudertrauma war, klimperte das Wechselgeld der Tickets. Meine Aufmerksamkeit war auf die Alten gerichtet wie die eines T-Rex, und so musste ich auch aussehen. In geübter Windeseile gab ich mein Ziel ein, drückte auf Einfache Fahrt, Erwachsener, Bestätigen, schob einen Schein ein und sah zu, wie der Fahrschein und das Wechselgeld ausgegeben wurden. Ich schnappte mir alles und rannte los. Auf dem Weg verlor ich ein paar rote Münzen, doch ich drehte mich nicht um, um sie einzusammeln. Mit meinem Rucksack rannte ich die Treppe hinauf, hörte das „piep piep“ der sich schließenden Türen und streckte meinen Arm aus. „Au“, entschlüpfte es mir, als mein Arm zwischen den Türen eingeklemmt wurde. Die Tür öffnete sich notgedrungen erneut, ich richtete mich auf, konnte mein schweres Atmen aber nicht leiser machen. Ich ließ mich auf den nächstbesten Platz sinken und kurz darauf setzte sich meine Bahn in Bewegung.

Wieso hatte ich mich überhaupt in erster Linie so beeilt? Ich könnte froh sein, wenn ich die Ausrede hätte, nicht so früh bei meinen Eltern anzukommen. Meine Eltern ... wie ich mich auf diesen Besuch freute! Aber es war der Geburtstag meines Vaters, da war ich verpflichtet zu kommen. Wenn man eines von mir sagen konnte, dann dass ich eine gute Tochter war. Ich fühlte mich dort nur nicht mehr zuhause. War das mein Fehler? War ich deswegen eine schlechte Tochter? Beides verneinte ich. Doch ich wusste, dass meine Meinung in meinem Elternhaus egal war. Und davor fürchtete ich mich. Jedes Mal.

Kim, wie geht's Dir? Wo bist du?

Natürlich war sie nicht gleich online. Schön wär's. Ein Marienkäfer kroch an der Scheibe entlang, knapp neben meiner Nase, weil ich mich quer auf die Sitze gelümmelt hatte. Ich sah bestimmt wie das Klischee eines Studenten aus. Der Käfer stoppte, als bemerkte er meinen Blick, dann krabbelte er weiter. Ich beobachtete seine roten Flügel, wie sie sich ihren Weg von mir weg erkabbelten. Vielleicht sollte dieser Marienkäfer ein Zeichen sein, das mir Mut machte.

Viel zu bald ertönte die Durchsage „Nächster Halt: Bürstadt. Ausstieg in Fahrtrichtung rechts.“ Ich stand auf, richtete den Rucksack auf meinem Rücken gerade und stellte mich an die Tür. „Home sweet home“, murmelte ich bitter vor mich hin.

Der gewöhnliche Bahnhof empfing mich kalt. Niemand stand dort um mich abzuholen. Wäre es mir lieber gewesen? Ich wusste es nicht. Ohne Eile schlenderte ich durch die gewöhnlichen Straßen an den gewöhnlichen Häusern und den langweiligen Kleinstadt-Menschen vorbei. Einige grüßte ich. Man kannte in so einem kleinen Ort eine Menge Leute nur aus doofen Zufällen und grüßte halt.

Ich war schließlich eine gute Tochter.

Die bekannte Straße und die unheilvolle Nummer 18 kamen immer näher, zogen auf mich zu wie die Wände um einen Klaustrophobiker.

Und dann stand ich vor meinem Elternhaus, der Nummer 18 in der Straße, mit dem penibel gepflegten Vorgarten und der kalten Haustür. Kaltes, milchig graues Metall, das undekoriert und unpersönlich war.

Ding-dong. Meine Mutter stand hinter der Tür. Sie umarmte mich, und doch redeten wir nichts. Nichts Wichtiges. Nichts von Bedeutung.

Wäre es mir lieber gewesen, wenn meine Mutter nach wichtigen Sachen gefragt hätte? Darauf wusste ich die Antwort und war froh über das simple Geschwätz.

Wie geht es dir? Gut. Wie läuft die Uni? Gut. Wo ist Papa? Der arbeitet. Willst du mir beim Kuchenbacken helfen? Nein, danke. Ach komm, das macht Spaß, und ich habe noch so viel anderes zu tun. Ich möchte erst mal ankommen. Du bist doch da. Es würde mich wirklich freuen. Pause.

Die nächsten zwei Stunden backe ich den Geburtstagskuchen, während meine Mutter hin und wieder mit Wäschekörben oder anderem Kram an der Küche vorbeiläuft. Ich versuche sie nicht zu beachten. Ich beschwere mich nicht, weil ich eine gute Tochter bin.

Meine Geburtstagskarte, die ich für meinen Vater in einen mit Stickern dekorierten Briefumschlag gelegt hatte, steckte in meinem in den Flur abgestellten Rucksack.

Zeit, um den geplanten Papierschmetterling dazu zu basteln, hatte ich nun nicht.

Als der Kuchen im Ofen war, kam eine Nachricht rein. Von Kim. Ich griff sofort nach meinem Handy. Meine Mutter betrat die Küche. Ich saß schräg vor dem Ofen. Sie trat neben mich und bewunderte den Kuchen im Backofen.

Hi Mari, vermisst du mich schon? ;) *Ich bin gerade durch Hannover gefahren. Ich habe einen gesprächigen Sitznachbarn; das ist lustig. Küsschen, Kim*

Ich begann zu tippen, als ich aus dem Augenwinkel sah, wie meine Mutter auf mein Handy schielte.

„Das ist privat!“, entrüstete ich mich.

„Dann leg das Handy weg, wenn andere da sind. Das ist unhöflich.“, entgegnete sie schnippisch.

Meine Worte. Es ist unhöflich, meine und Kims Privatsphäre so zu ignorieren. Sollte ich tatsächlich mein Handy verstecken müssen, wenn meine Mutter da war? War das wirklich nötig? Meine Mutter hatte sich doch ohnehin verdrückt, als sie mir das Backen aufgedrückt hatte. So verdreht, die Logik in diesem Haus.

„Sieht gut aus“, meinte sie zum Kuchen und fuhr fort: „Wie geht es Kim?“

Kim ging es prächtig, während ich den Horror meines Lebens wieder erleben musste und diesmal allein, weil sie mich im Stich gelassen hatte.

„Kim geht es gut“, antwortete ich knapp und mit schneidendem Blick, den meine Mutter natürlich ignorierte. Sie war die Unschuld in Person, sie wusste immer alles besser.

„Du kannst sie gern mitbringen“, schlug meine Mutter wie so oft vor. Nein danke, ich hatte keinen Bedarf, dass meine intrigante Mutter meine beste Freundin für sich einnahm und mit ihrer manipulativen Art dafür sorgte, dass Kim glaubte, die Probleme, die ich mit meinen Eltern hatte, seien selbst verschuldet. Pah!

„Übernimmst du?“, fragte ich, da meine Mutter herumstand und anscheinend etwas von mir erwartete, dass ich ihr mehr erzählte, ihr mein Herz ausschüttete oder so was. Dabei gab sie doch auch nichts preis.

Nein, ich muss noch die Wäsche aufhängen und das Bad putzen... Blablabla. Ich wusste, dass sie das wirklich musste, aber das als Argument für alles zu nehmen und sich selbst als das Aschenputtel darzustellen, war so geheuchelt, dass ich am liebsten losgeschrien hätte. Wessen Schuld war es denn, dass sie alles im Haushalt allein machen musste? Meine etwa? Ich, die ich schon seit einem Jahr nicht mehr hier wohnte, sollte dafür verantwortlich sein?

Ich holte den Kuchen aus dem Ofen und räumte die dreckige, benutzte Schüssel samt Löffeln in die Spülmaschine und die Zutaten zurück in die Schränke. Ich war schon lange wieder allein in der Küche.

Endlich hatte ich Zeit für mich, konnte mein Gepäck in mein Zimmer schleppen, die Tür schließen und mich auf dem Bett ausstrecken, um Kim in Ruhe zu antworten.

Meine Mutter platzte in mein Zimmer. Ich drehte mein Handy mit dem Bildschirm nach unten.

„Es gibt Abendessen.“

Mein Vater musste wohl eben nach Hause gekommen sein. Meine Mutter kam viel früher als er heim, sie arbeitete halbtags. Mein Vater hingegen machte Überstunden. Oft.

Wie immer hatte meine Mutter die Zimmertür nach dem Rausgehen nicht geschlossen. Ich vergrub meinen Kopf im Kissen und sammelte Kraft für das

Abendessen, bei dem ich wahrscheinlich eh wieder Brot essen würde. Ich kam in die Küche und sah die Kürbiscremesuppe mit Zwiebeln und Lauch, die auf dem Herd stand. Als hätte ich es gewusst. Meine Mutter wusste, dass ich dieses Zeug nicht mochte – weder den Kürbis noch die Zwiebeln oder den Lauch. Und was erwartete sie sich davon, dieses Essen ausgerechnet zu kochen, wenn ich da war? Ich tauschte den für mich gedeckten tiefen Teller gegen einen normalen Teller und den Löffel gegen ein Messer. Das Brot steckte ich sofort in den Toaster. Dann holte ich mir Butter und Frischkäse aus dem Kühlschrank. Das Essen bei meinen Eltern fiel für mich immer trocken aus, und nach diesen Wochenenden konnte ich kein Brot mehr sehen, einer der Gründe, weshalb ich so selten wie möglich in diese Stadt zurückkehrte.

An diesem Abend saßen wir lange nach dem Essen noch am Tisch und redeten. Ich sprach keine wichtigen Themen vor meinen Eltern an und gab meine Meinung nur nach direkt an mich gerichteten Fragen preis, denn nur die Meinung meiner Eltern war die richtige.

Wenn ich während des Besuch bei ihnen um etwas gebeten wurde, sagte ich nicht Nein oder nur einmal, denn dann fing meine Mutter an, mir ein schlechtes Gewissen einzureden. Wieso konnte ich nicht den Geburtstagskuchen für meinen Vater backen? Ich hatte ja keine Arbeit zu tun und kein Studium und war auch nicht nur zu Besuch hier und zum Entspannen. Meiner Mutter würde es schließlich helfen. Ihr Wohlergehen war wichtig, weil sie sich ja so immens für alle aufopferte. Mein Vater konnte auch nicht im Haushalt mithelfen, weil... tja, alles hing an meiner armen, aufopferungsvollen Mutter. Wieso konnte ich nicht mal die Spülmaschine aus- und einräumen? Ich war doch nicht gerade erst von einer zwei Stunden langen Fahrt angekommen und wollte ein wenig entspannen – zwei Stunden Fahrt waren nichts im Gegensatz zu dem Arbeitstag meiner Eltern, und da könne ich mich ja ein bisschen zurücknehmen.

Ich wohnte nicht mehr hier.

Aus gutem Grund.

„Was hast du gesagt?“, fragte mein Vater. Hatte ich das eben laut gesagt? „Gar nichts. Ich finde es wichtig, dass ihr eure nachbarschaftlichen Beziehungen pflegt.“ Nur besteht eine Beziehung aus gegenseitigem Zuhören. Ihr redet nur. In meinem Elternhaus fühlte ich mich wie ein Wrack.

Sobald wie möglich verdrückte ich mich in mein Kinderzimmer. Ich rollte mich im Pyjama unter der Decke zusammen wie ein kleines Kind und wischte mir die stillen Tränen ab, damit meine Mutter sie nicht sah, wenn sie hereinplatzte.

Der Geburtstag meines Vaters musste traditionell gefeiert werden, wie es seit jeher bei meinen Eltern der Fall war. Geburtstagstisch mit Kuchen und Geschenken, auf dem Kuchen die Kerze mit der Zahl brennend – 56 war es – und dazu Happy Birthday singen, wenn er zur Tür hereinkam. Wir sangen schrecklich und es schmerzte wie ein kitschiger Roman, nur mit mehr schrägen und schrillen Tönen, und dann ging es ans Geschenke auspacken und Kuchenessen. Kuchen zum Frühstück, diese Tradition gefiel mir.

Am Abend dieses Tages – wir verbrachten den ganzen Tag allein, mein Vater im Wohnzimmer am Laptop arbeitend, meine Mutter auf Arbeit und danach im Haushalt werkelnd und ich auf der Couch lesend, „weil ich mich mehr in die Familie integrieren sollte“ – am Abend schauten wir gemeinsam einen Film nach der allabendlichen Quizsendung. Ich durfte mit aussuchen, doch mit meinem Vater ging die Art von Filmen nicht, die ich schauen wollte: historische Filme. Ich liebte den Geschichtsbezug, die Weisheiten, die man aus diesen Geschichten lernen konnte und wie diese Geschichten aufgezogen waren, ohne all das realitätsverzerrte Gedöns. Also wurde es ein Actionfilm. Wir machten etwas als Familie, wir schauten einen Film, weil wir es immer so gemacht hatten. Die einzige Familienaktivität, die ich kannte, war fernsehen. Wir saßen nebeneinander auf der Couch, berührten uns womöglich an der Schulter und versanken in dem Filmgeschehen, ohne die anderen mehr zu bemerken, es sei denn, sie störten durch Kommentare oder „Ich hole mir was Süßes dazu“. Ich fühlte mich einsam.

Ich war froh, als ich am Sonntag am Bahnsteig stand. Die Umarmungen meiner Eltern an der Haustür waren herzlich. Ich hatte mich schließlich nach ihren Vorstellungen verhalten: Das getan, was sie mir auftrugen, keine eigene Meinung geäußert, keine Umstände für sie und ihre Komfortzone gemacht und meine Freak-Anwandlungen zurückgehalten. Wenn ich Witze riss oder herumblödelte, wurde ich von meinen Eltern verständnislos angeschaut. Kim hätte gelacht, aber in meinem Elternhaus unterließ ich solche Kommentare. Niemals würden sie verstehen, wie sie mich kaputt-

machten, und der Versuch es zu verstehen oder sich gar zu verändern war so wahrscheinlich, wie dass ich plötzlich extrovertiert wurde und fremde Leute ansprach.

Ich rief bei Kim durch. „Hey Mari, wie geht’s?“ , meldete sie sich. „Geht so. Und bei dir?“ „Oh je“, ignorierte sie meine Frage, „was ist los?“ Ich seufzte. „Ich war bei meinen Eltern. Mein Vater hatte Geburtstag.“ Sie schnaubte wütend. „Du kannst doch nicht zulassen, dass sie dich immer so kaputtmachen! Du bist so cool und eigenständig, das sollen sie sehen oder du musst sie in die Klappe einweisen, so einfach ist das!“ Ein kleines Lächeln stahl sich auf mein Gesicht. Kim gab mir ein winziges bisschen Selbstwertgefühl zurück, das bisschen Liebe, das gerade mein letzter Anker war.

„Aber du musst auch ohne mich auskommen können, ich kann nicht immer auf Abruf bereit sein. Ich bin gerade in der Eingewöhnungszeit und lerne neue Leute kennen und muss arbeiten. Ich hab dich lieb, aber ich kann dich jetzt nicht jederzeit in den Arm nehmen, dafür bin ich zu weit weg.“

Der beste Satz aller Zeiten. Ich wusste, dass Kim es nur gut meinte, aber „du musst auch alleine klarkommen können“ verletzte mich tief. Das konnte ich, genau das tat ich immerhin gerade, aber ob ich das WOLLTE, das fragte nie jemand. Wieso sollte man es sich unnötig unangenehm machen? Wieso wollten sie das? Wieso galt es als unselbstständig, sich auf andere zu verlassen? Musste ich wirklich neben dem Studium zwei Minijobs machen, um dann womöglich noch schlechte Noten zu schreiben, nur um in den Augen meiner Eltern selbstständig zu sein? Was war bei ihnen schon Selbstständigkeit? Eine eigene Meinung sicher nicht, das war eher ein kindlicher Trotz für sie, ein eigener Haushalt war auch eher nicht selbstständig für sie, wenn er nicht exakt nach ihren Vorstellungen geführt wurde. Und ich räumte und putzte sicher nicht genug für ihren peniblen Geschmack.

Die neue Mitbewohnerin klingelte am Montag. An diesem Tag begannen meine Vorlesungen erst gegen Mittag, sodass wir genug Zeit zum Reden, Erklären und Auspacken haben würden.

Ich sah aus wie ein gebleichtes Blatt. Das Wochenende hatte noch an mir genagt, als ich in mein Reich zurückgekehrt war, dazu die lange Fahrt und Kims Worte, und ich war zerschlagen und knitterig.

„Hi Jessica“, begrüßte ich die Brünette.

Ich zeigte ihr alles, sie war lustig und aufgeweckt. Ich war zurückhaltend, ich kannte sie noch nicht. Ich wusste nicht, ob ich ihr preisgeben wollte, wer und wie ich war.

Zwischen meinen Mini-Jobs, den Vorlesungen und dem Lernen kam Kim zu kurz. Wir telefonierten und chatteten viel weniger als wir geplant hatten und weitaus weniger als ich wollte. Sie fehlte mir!

Kleine Konflikte mit Jessica mussten geklärt werden, bis man eine gemeinsame Basis von Haushaltsgefühl erschaffen hatte. Sie war hier und da und ich kannte sie ja gar nicht. Mein Reich war nicht mehr mein Reich. Mit Kim an meiner Seite wäre das eine riesige Party gewesen. Ich war die Eigenbrötler-Schabe.

Zwei Wochen später packte ich meine Sachen. Meine Haare waren nicht gekämmt, ich trug meine schmutzigste, kuscheligste Wohlfühlhose und einen weiten Pulli, in dem ich mich im Sitz vergrub. Am Fenster zogen Städte vorbei, dann wieder Felder und Waldstriche, dann Städtchen. Der Zug war schnell und ich war müde. Müde von der Arbeit, müde von den vielen Stunden des Lernens, müde von den Unterhaltungen mit Jessica und müde von der Leere. Ich fuhr nach Hause.

Als der Zug am Bahnhof einfuhr, hielt ich Ausschau. Und da wartete sie!

Mit wenigen Sprüngen hatte ich meinen Kram in der Hand, meine Jacke geschultert und trottete viel zu langsam hinter den Menschen aus dem Zug. Die letzten Stufen sprang ich auf meine beste Freundin zu und umarmte sie stürmisch.

„Kann's losgehen?“, fragte sie, und die ganze Müdigkeit der letzten Wochen schien wie weggepustet.

Ja!

Am Tag darauf stand ich auf der Brüstung, kalter Wind umwehte mich und ließ mich schwanken. Mein Gleichgewicht hielt mich auf dem schmalen Geländer aufrecht. Ich war hier um zu springen.

Der Fluss unter mir schlug eine Welle nach der anderen gegeneinander, als wartete er bereits.

Mein Blick huschte zur Seite, wo Kim stand und in die Tiefe starrte. Als sie meinen Blick auf sich spürte, grinste sie mich an.

„Du verrückte Nudel“, murmelte sie. Ich lächelte sie breit an. Ich war zuhause, in dieser Stadt, in der ich noch nie zuvor gewesen war. Ich war zuhause, weil Kim da war. Sie vergewisserte sich beim Mann hinter ihr, dass alles korrekt angelegt war, alles gesichert war. Er war ein Bungee-Sprung-Experte.

„Bereit?“, rief ich ihr zu und konnte meine eigenen Worte kaum im Wind hören.

Ich streckte ihr meine Hand entgegen. Sie ergriff sie. Und dann sprangen wir.

Heimat suchen

Geschichten und Szenen von Flucht und Heimweh

Unter dem schillernden Begriff „Heimweh“ fand in Frankfurt am Main 2021 ein Theater- und Schreibprojekt statt, an dem Interessierte zwischen 14 und 74 Jahren, mit und ohne Migrationshintergrund, teilgenommen haben. Bestandteil des Projekts waren Workshops, die von der Theatermacherin Almut Mölk und dem Autor und Theaterpädagogen Lorenz Hippe angeleitet wurden.

Die Ergebnisse sind vielfältig und beeindruckend. In Geschichten, Szenen, Tagebuchnotizen, Gedichten und Songtexten präsentieren mehr als zwanzig ambitionierte Autorinnen und Autoren in über dreißig Beiträgen ihre Innen- und Außensicht des thematischen Schwerpunkts, wobei dramatische Flucht- und Kriegseignisse von hervorgehobener Bedeutung sind.

Während der redaktionellen Zusammenstellung der Texte wurden wir mit der Realität des russischen Überfalls auf die Ukraine konfrontiert, auf die wir mit der kurzfristigen Aufnahme der Fluchtgeschichten von Betroffenen reagiert haben.

Diese Anthologie ist ein besonderes Buch in besonderen Zeiten und bietet Theatern, theaterpädagogischen Initiativen und Bildungseinrichtungen kreative Möglichkeiten der Auseinandersetzung und szenischen Beschäftigung mit einem Thema, das aktueller nicht sein könnte.

Gerd Müller-Droste
Henning Fangauf

*„Alle haben eine andere Geschichte und alle sind so,
dass es sich lohnt sie zu hören.“*

Lorenz Hippe